

Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit,
das Geheimnis der Freiheit aber ist der Mut.

Perikles

Gewidmet allen idealistischen Widerständlern,
die in den Zuchthäusern und Arbeitslagern der einstigen DDR
unter oft menschenunwürdigen Bedingungen vegetierten.

Dank auch meiner Frau Marie-Luise,
die mir mit kritischem Rat zur Seite stand
und nicht zuletzt den Romantext in den Computer tippte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Der Autor ist 1954 durch Verrat als 18jähriger nach monatelanger Stasi-U-Haft zu 10 Jahren Zuchthaus nach Artikel 6 der Verfassung der DDR verurteilt worden. Er verbrachte insgesamt 6 Jahre in Zuchthäusern und Strafarbeitslagern. Nach der Haftentlassung gelang ihm kurz vor dem Mauerbau die Flucht nach West-Berlin. Dort arbeitete er dann jahrzehntelang als Journalist und Redakteur für ärztliche Zeitschriften.

In einem Folgeband werden Leben und auch Schicksale von Häftlingen geschildert. Zu 90% hat das Romangeschehen so wie beschrieben stattgefunden.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Raimund August

Als der Kalte Krieg am kältesten war

Ein dokumentarischer Roman

Engelsdorfer Verlag
2010

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86268-148-8

Copyright (2010) Engelsdorfer Verlag
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

1.

Sebastian sah auf seine Uhr und begann sich die letzten hundert Meter zum Großräschener Bahnhof in Trab zu setzen. Am Schalter stand zum Glück niemand und so konnte er die Fahrkarte nach Berlin noch lösen.

Er rannte dann durch die Abfertigungshalle, wenige Leute kamen ihm entgegen. Deutlich hörte er die Trillerpfeife und das Schnaufen der sich langsam in Bewegung setzenden Lok. An der Sperre wollte man ihn schon nicht mehr durchlassen. Er lief einige Meter hinter dem anrollenden Zug her.

Endlich das Trittbrett, eine hölzerne Treppenstufe am Waggon, auf die er springen konnte. Ein kurzer Satz, ein Griff an die Klinke der Abteiltür und direkt unter sich sah er schon die Signaldrähte und groben Schottersteine des Gleisbetts vorbeihuschen. Im leeren Abteil suchte er sich einen Fensterplatz, hängte seine grüne Joppe an einen Haken in die Ecke und setzte sich davor. Freund Hans-Peter Sasse mußte auch irgendwo im Zug sein. Er war froh, den Zug noch erwischt zu haben, der nun gemächlich durch Kiefernwald schaukelte, gesprenkelt mit goldenem Birkenlaub und dem Rot einzelner Ahornbäume im Zwielficht eines dunstigen Herbstmorgens. Es war ein Sonnabend Anfang November 1952. Im Nebeldunst dehnten sich jetzt Felder.

Es würde wohl nicht richtig hell werden. Kleine Stationen, an denen weder jemand aus- noch einstieg tauchten auf. Lediglich ein einsamer Stationsvorsteher hob dort pflichtgemäß die grüne Kelle und stieß vorschriftsmäßig in seine Trillerpfeife. Dann ruckte auch der Zug wieder an.

Beim Umsteigen auf dem Bahnsteig in Lübbenau wurde klar, der Freund war gar nicht mitgefahren. Sie wollten ja seine Schwester besuchen, Irene Sasse, im Flüchtlingslager in der Königsallee. Er entschloß sich kurzerhand mit dem D-Zug nach Königswusterhausen alleine weiter zu fahren.

Draußen regnete es. Dicke Tropfen zogen ihre Spuren gegen die Fahrtrichtung diagonal über die Abteifensterscheiben. Ihm gegenüber saßen noch zwei Frauen. Die jüngere las in einem dicken Buch, die etwas ältere trug eine Brille, saß zurückgelehnt in der Ecke und sah zumeist zum Fenster hinaus.

In Königswusterhausen stieg er in die S-Bahn um. Als er sich der Innenstadt näherte, traf ihn wieder der Anblick massiver Zerstörungen und weckte die Erinnerung daran, wie er 1948 mit Mutter und älterem Bruder zu einer Großtante nach Berlin in die Prinzessinnenstraße gefahren war. An mit Melde überwucherte Trümmerberge erinnerte er sich, aus denen einzelne Kamine trostlos in den Himmel ragten.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Im Bahnhof Zoo stieg er dann wieder in die S-Bahn Richtung Grunewald um. Das hatte Hans-Peter ihm auch so beschrieben. Die Königsallee fand er bald. Ein Stück neben dem Hagenplatz sah er dann auch schon die Villa. Drinnen, gleich hinter der gläsernen Eingangstür, gab es so etwas wie eine Pförtnerloge.

Hinter einer Scheibe erkannte er einen älteren Mann, der ihn beobachtete. Sebastian grüßte und fragte nach der Schwester seines Freundes: „Irene Sasse, die ist doch hier im Hause?“

„Einen Moment bitte“, sagte der Mann, sprach etwas in ein Mikrofon und bekam eine Antwort. Der Pförtner nickte. „Was möchten Sie von Fräulein Sasse“, fragte er dann.

Sebastian hob unschlüssig die Schultern. „Sie nur besuchen.“

„Werden Sie erwartet?“

„Nein, das nicht. Aber ihr Bruder kommt sicher auch noch, hat wahrscheinlich nur den Zug verpaßt.“

Der Pförtner überlegte einen Moment. „Kann ich mal Ihren Ausweis sehen?“

Sebastian angelte ihn aus der Seitentasche der Joppe und reichte ihn durch's Klappfenster.

Der Mann schlug ihn auf, notierte sich etwas und gab ihn zurück. „Fräulein Sasse ist momentan nicht im Hause“, sagte er. „Sie können aber dort warten“, und er wies in eine geräumige Halle, in der Couchtische und Sessel standen.

Sebastian folgte der Weisung. Ihm war warm. Er zog die Joppe aus, warf sie über eine Sessellehne und ließ sich danach selbst in einen der Sessel fallen. Wenn die aber jetzt bis zum Abend nicht kommt? Er konnte doch unmöglich hier so lange sitzen bleiben. An der Pförtnerloge vorbei führte eine Treppe in ein oberes Stockwerk. Es gingen auch dauernd junge Frauen und Mädchen dort hinauf oder kamen herunter. Er sah wiederholt auf seine Armbanduhr. Warum ist die überhaupt im Lager? Seine Schwester habe in Berlin einen englischen Diplomaten kennengelernt, hatte Hans-Peter mal beiläufig erwähnt. Das war jedenfalls ursprünglich der Anlaß gewesen, sie mal zu besuchen. Doch wenn das tatsächlich so war, das mit dem Diplomaten, weshalb dann dieser Aufenthalt im Flüchtlingslager? Na, was soll's, die Frage war vielmehr, wie lange er hier noch warten sollte.

Als er dann zufällig wieder mal zur Tür blickte, sah er sie plötzlich, sie kam durch die hohe Glastür und steuerte die Treppe an. Er wollte schon aufspringen als er bemerkte, daß der Pförtner sie ansprach und Irene sich langsam umwandte. Er stand auf und hob den Arm. Sie winkte zurück, kam dann quer

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

durch die Halle und schien von Sebastians Besuch überrascht. „Wo kommst du denn her?“

„Wir wollten dich nur mal besuchen“, sagte er, „vielleicht kommt auch Hans-Peter noch. In Lübbenau beim Umsteigen habe ich erst gemerkt, daß er gar nicht im Zug war. Umkehren wollte ich dann auch nicht mehr. Verabredet waren wir jedenfalls.“

Irene schüttelte den Kopf und beide setzten sich an den Tisch, an dem Sebastian gewartet hatte. „Wir haben ja noch Zeit“, sagte sie und sah auf eine winzig kleine Armbanduhr. „Jetzt ist es gleich drei. Bis sechzehn Uhr können wir hier noch warten, danach kann er nur noch am Abend aufkreuzen.“

„Nee“, sagte Sebastian, „dann kommt der bestimmt nicht mehr, am Abend, was soll er dann noch hier? Ich verstehe das wirklich nicht. Aber gut, dann warten wir eben. Was ist das eigentlich für ‘ne tolle Villa? Ich sehe dauernd bloß junge Mädels die Treppe da rauf- und runterlaufen.“

„Die gibt’s hier nur“, erklärte Irene. „Besucher sind dann hauptsächlich Eltern und Geschwister. Hin und wieder mal ein Freund, auch eine Freundin.“

„Die sind doch höchstens sechzehn“, und Sebastian blickte zwei kichernden Backfischen nach, die durch die Eingangstür kamen und über die Treppe verschwanden.

Irene zuckte die Achseln. „Meist haben Eltern die ja selbst hergebracht.“

„Aber wenn sich die Stasi dahinter klemmt?“

Irene nickte. „Das sind die Konflikte hier.“

„Ich verstehe. Aber als so junges Mädels einfach abzuhaufen ...?“

„Die meisten haben Verwandte im Westen.“

„Hab’ ich auch“, sagte Sebastian. „Aber wer will schon Verwandten zur Last fallen? Und was wissen die im Westen überhaupt von den Verhältnissen bei uns?“

„Ist schon richtig“, sagte sie, „aber wir können’s ja nicht ändern. Laß uns das Thema wechseln. Was gibt’s denn Neues in Großbräschen?“

„In Großbräschen?“ Sebastian sah sie an.

Sie lachte. „Na ja, wie geht’s dir selbst und was macht Moses?“

„Dein Bruder ... vielleicht kommt der ja noch. Da mußt du ihn schon selbst fragen. Ich weiß nur, daß die Schule ihn ank... na, du weißt schon.“

„Kann ich mir denken“, sagte sie.“

„Ach ja, was Neues natürlich, und Sebastian faßte sich an den Kopf. Fast hätte ich’s ja vergessen, die Armeel! Die wollten mich anwerben. Ich bei der Armeel!“ Er lachte und schüttelte den Kopf. „Schriftliche Einladung ins Haus der Jugend. Das werden die an viele verschickt haben, aber ich wollte mal

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

sehen wie die das drehen, einfach so aus Neugier. Ich also hin, klopfe an die Tür und dann rein. Du kennst ja das Haus der Jugend.“

Irene nickte.

„Gleich unten links den Flur entlang“, erklärte er, „und dort die zweite Tür. Also, da standen zwei Typen hinter einem Schreibtisch, der eine im FDJ-Blauhemd, der andere in Uniform, die neue Armee-Uniform. Man hätte bald denken können, da steht einer aus der Wehrmacht. Interessant dabei war aber ein junger Bursche. Ich konnte nicht gleich erkennen wie alt der war. Der stand dort am Schreibtisch mit dem Rücken zu mir. Aber das eine kann ich dir sagen, der hat denen vielleicht die Leviten gelesen, da war alles dran.“

Eine groteske Zumutung ihn hierher zu bestellen, sagte er denen. Es sei keine zwei Jahre her, da sei er aus sibirischen Bergwerken gekommen als einer von nur fünfzehn Überlebenden von über zweihundert Jugendlichen aus Großbräschchen, die man 1945 verschleppt hätte, weil sie als Hitlerjungen an Karabiner, Maschinengewehr und Panzerfaust ausgebildet worden seien. Er lehne Waffen und Uniformen strikt ab, egal für wen, sagte er den beiden. Sie seien damals dem Volkssturm zugeteilt worden, dieser sei in Großbräschchen aber nie in Aktion getreten und folglich hätten sie auch keinen einzigen Schuß abgegeben. „Wir waren damals Kinder als man uns abholte, die Jüngsten erst dreizehn, die hatten nie eine Waffe auch nur von nahem gesehen, sind aber als Jungfaschisten mitgeschleppt worden.“

Und als dann die beiden, also der FDJler und der in Armee-Uniform, sich etwas von ihrer Verblüffung erholt hatten sprachen sie vom Faschismus, dem er als Junge damals mit all den anderen eben aufgefressen sei.

„Quatscht doch nicht so'n dummes Zeug“, reagierte der erbost, „ihr wart doch damals auch schon auf der Welt. Tut nicht so als seid ihr eben erst vom Mond gefallen. Du warst doch mindestens bei den Pimpfen“, sagte er dem FDJ-Hemd. Und an die Uniform gewandt: „Sag bloß, du warst nicht in der HJ, vielleicht sogar Flakhelfer.“ Die beiden nickten. Aber sie würden das ja jetzt wieder gut machen, erklärte das Blauhemd. Dann quatschten sie von gerechten Kriegen, vom Weltfrieden, vom Sozialismus und all dem angelehrten Zeug.

Der junge Kriegsverbrecher hörte sich das nicht lange an, zeigte denen deutlich den Vogel, drehte sich um und verließ das Büro.

Ich sehe die verblüfften Gesichter der beiden noch und nichts wie raus, dem Typen hinterher und erwische den gerade noch auf der Straße. Der wollte eben mit dem Fahrrad los, erzählte mir dann aber noch einiges. Das würde hier jetzt zu weit führen.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Ja, ja, die Russen“, reagierte Irene abwehrend, „das war schlimm. Aber“, fuhr sie fort, „wir sind in Rußland auch nicht gerade wie Engel aufgetreten.“

„Rechtfertigt das aber die Vergewaltigungen und Plünderungen der Russen?“

„Nein, das nicht“, sagte sie, „erklärt aber vielleicht einiges. Doch lassen wir’s“, setzte sie lachend hinzu, „lassen wir das schreckliche Thema, erzähle lieber noch was von dir.“

„Hab’ ich doch gerade, das von der Armee ...“

„Ich meine was Erfreuliches, das wird’s doch auch geben.“

Sebastian schüttelte den Kopf. „Entweder pflanze ich Bäume oder säge sie ab. Das ist mein Leben zurzeit. Nicht sehr erfreulich, denke ich.“

Daß er Flugblätter entwarf, sie abtippte, über Blaupapier vervielfältigte und in der Dunkelheit am späten Abend in Senftenberg mit Mehlkleister an Scheiben und Bretterwände klebte, brauchte sie nicht zu wissen. Das wußte nur ihr Bruder, sein Freund Hans-Peter und in der Familie nur seine Schwester, die er vergattert hatte, niemandem, auch in der eigenen Familie nicht, davon zu erzählen. „Wenn ich eines Tages verschwunden sein sollte“, hatte er ihr gesagt „dann wißt ihr, daß da was schief gegangen ist.“ Ernsthaft rechnete er aber nicht damit.

„Man kann auch alles schwarz sehen“, antwortete Irene, „dann ist nichts erfreulich.“

Ich freue mich schon, überlegte Sebastian, wenn ich denen mit meinen Flugblättern wieder eins ausgewischt habe.

„Ach“, sagte er, „ich habe auch meinen Spaß ab und zu, so ist das nicht.“

Dabei war ihm klar, daß diese heimlichen Aktionen nicht eben spaßig waren, wenn er dort im Dunkeln aus der Büchse mit einem Pinsel Mehlkleister auf eine Wohnungs- oder besser Schaufensterscheibe schmierte, um ein Flugblatt drauf zu drücken. Auf Glas klebte das am besten, auf hölzernen Anschlagtafeln ging es nicht ganz so leicht, obwohl sich so ein Blatt gerade dort, zwischen amtlichen Verlautbarungen, besonders gut ausnahm. Das Problem war neben dem stets knappen Mehl für Kleister, vor allem das Papier. Wo gab’s schon Schreibmaschinenpapier?

„Na klar haben wir als Lehrlinge untereinander unser’n Spaß im Wald“, wandte er sich an Irene, „oder auch mal in den Kneipen mit Altdöberner Schönheiten.“ Er lachte. „Mancher hat da schon sein Dauergspusi, das sich auch immer einfindet, wenn wir dort tagen nach dem Forstunterricht in Chransdorf.“

Irene lächelte. „Und dein Gspusi? Hast du auch eins?“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Er lachte wieder und schüttelte den Kopf. „Ich weiß doch gar nicht wie’s weitergeht. Vielleicht haue ich auch nach dem Westen ab. Das kann ganz schnell gehen.“

Von Christa in Leipzig, der damals vierzehnjährigen Tochter der Zimmerwirtin bei seinem Messebesuch im vorigen Frühjahr, sagte er nichts. Sie konnten sich halt nur Briefe schreiben und Irene, meinte er, würde das sicher nur als typische Kinderfreundschaft belächeln.

Die sah jedoch inzwischen auf ihre Armbanduhr. „Der Herr kommt wohl nicht mehr“, erklärte sie etwas mokant.

Er stimmte nickend zu.

„Ist schon fast ganz dunkel draußen“, sagte sie mit Blick zu den Fenstern. „Wann geht denn dein Zug?“

„22.35 Uhr der letzte. Der nächste dann erst früh um drei.“

Irene erhob sich aus ihrem Sessel. „Ich schlage vor, wir gehen noch ein Stück. Ich bringe dich nachher zum Bahnhof, wir haben aber noch Zeit.“

„Ist gut“, sagte er, „aber du hast recht, es ist wirklich schon ganz dunkel.“

„Hier brennt sowieso den ganzen Tag Licht“, und sie wies auf die Lampenschirme an den Wänden, „da merkt man das nicht so.“

Er half Irene in ihren Mantel, den sie ebenfalls über eine Sessellehne geworfen hatte und zog sich dann selbst seine Joppe über. Den Weg durch den parkähnlichen Vorgarten bis zum schmiedeeisernen Tor fand er links und rechts von Lampen gesäumt, die ihr Licht in die tiefe Dämmerung warfen. Danach gab es Laternen zwischen kahlen Straßenbäumen, deren Schein ihre Schatten im Gehen vorauswachsen, dann schrumpfen und wieder anwachsen ließ. Sie gingen über regenfeuchte Granitplatten des Bürgersteigs nebeneinander her die Hagenstraße entlang Richtung Roseneckplatz. Es war kühl und Sebastian schlug den Kragen hoch. Sie hakte sich bei ihm ein.

Das Kaffeestübchen am Roseneck war klein, ein flaches Gebäude. Aus dem Eingang und den Fenstern fiel Licht nach draußen. Neben dem Eingang hing ein Zigarettenautomat.

„Zigaretten will ich noch mitnehmen“, und er blieb vor dem gefüllten Automaten stehen und besah sich den Inhalt: Overstolz, Kurmark, Camel, Golddollar, Lux ... feine, bunte, knisternde Packungen, innen Stanniolsilber, außen herum Zellophan. „Ich habe nur Ostgeld“, sagte er. „Komm, wir gehen einfach rein und trinken ein Bier oder auch Limonade. Ich frag’ vorher, ob die Ostgeld nehmen, oder umtauschen.“ Sebastian hielt Irene die Tür auf. Ihr sieht man den Osten nicht mehr an, dachte er.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Im erleuchteten Raum saßen einige Leute an Tischen und auf lehnenlosen Hockern an der Theke. Wie in amerikanischen Filmen, meinte Sebastian, als er sich umsah. Irene fiel auf. Sie war elegant gekleidet in einen langen, hellgrauen Wollmantel mit schmalem Pelzkragen und ebensolchem Besatz an den Ärmelstulpen. Es war warm im Dunst von Zigarettenrauch und abgestandenem Bier. Irene öffnete ihren Mantel über einem taubenblauen Kostüm mit knielangem Rock. Alles Westsachen, sagte Sebastian sich und knöpfte seine grüne Joppe auf.

Hinter der Theke vor einem Regal mit bunten Flaschen war der Wirt mit Bierzapfen beschäftigt.

„Nehmen Sie auch Ostgeld?“

„Nehme ich – eins zu fünf.“

Sebastian nickte. „Dann hätt’ ich gern ein Helles“, und er sah sich nach Irene um.

„Eine Cola“, sagte die.

Sebastian wiederholte den Wunsch. „Könnten Sie mir vielleicht noch Ostgeld für den Zigarettenautomaten umtauschen?“

Der Wirt nickte.

Als Sebastian sein Ostgeld über die Theke schieben wollte, hörte er neben sich eine Männerstimme: „Ist es vielleicht gestattet, die Rechnung für den Landsmann aus dem Osten zu übernehmen?“

Sebastian blickte sich um und sah schräg hinter sich einen Herrn in offenem graugrünem Gabardinemantel mit Schulterklappen und dunklen, geflochtenen Lederknöpfen. Eine breite Stirn fiel ihm auf, unter kurzem mittelblondem Haar, blaue Augen, ein kräftiges Kinn, gut rasiert. Ende dreißig vielleicht, schätzte Sebastian, oder auch Anfang vierzig.

„Danke“, sagte er.

„Hoffmann“, stellte der Mann sich vor, „Bodo Hoffmann.“

„Welche Marke“, fragte der Wirt.

Sebastian sah ihn an. „Overstolz“, sagte er dann und an den Herrn gewandt: „Sebastian Sebaldt.“

„Die Dame gehört zu Ihnen ...“

„Ja, die Schwester eines Freundes, Fräulein Sasse.“

Irene stand etwas abseits an einem Tischchen.

„Es wäre doch schön, wenn Sie etwas näher kommen könnten“, sagte der Mann lächelnd mit einladender Handbewegung.

Irene kam dann mit ihrer Cola an die Theke und der Wirt legte die Schachtel Overstolz neben Sebastians frisch gezapftes Bier.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Na, dann Prost“, sagte Hoffmann und hob sein Glas. Man trank sich zu. Auch Irene nippte an ihrer Cola.

„Sie kommen aus dem Osten, woher denn da?“

„Aus der Senftenberger Gegend im Braunkohlegebiet.“

„Aus Senftenberg ...?“

„Nein, nicht direkt. Aus Großräschen, sieben Kilometer von Senftenberg.“

„Großräschen?“ Hoffmann runzelte die Stirn und schüttelte dann den Kopf.

„Noch nie gehört“, sagte er.

„Glaube ich gerne“, und Sebastian lachte kurz.

„Wo liegt denn das, Großräschen?“

„Etwa hundert Kilometer südöstlich von hier.“

„Wie lebt sich's denn da, also ich meine überhaupt im Osten?“

„Was soll ich sagen? Mehr schlecht als recht ... oder nein“, Sebastian besah sich sein Bierglas, „schlecht“, sagte er dann entschieden, „ganz schlecht! Ich habe auch nicht die Absicht dort zu bleiben. Eines Tages haue ich ab, ganz klar.“

„Wie alt sind Sie denn, wenn ich mal fragen darf ...“

„Achtzehn“, sagte Sebastian.

Hoffmann wiegte den Kopf. „Das ist nicht so leicht, da sind Sie ja im Westen noch lange nicht mündig. Und mit Arbeit ist es hier zurzeit auch noch nicht so weit her. Natürlich wird sich das bald ändern. Schließlich gibt's eine Menge aufzubauen, da wird's dann auch Chancen geben, ganz sicher. Was machen Sie denn beruflich? Sind Sie Student?“

„Beruflich?“ Sebastian lachte wieder, „Student?“ Er schüttelte den Kopf. „Dazu muß ich Ihnen erstmal eine wahre Geschichte erzählen, damit Sie wissen, wo's lang geht bei uns im Osten. Also, die Geschichte meines älteren Bruders. Der hatte sich an der Kunsthochschule in Leipzig beworben. Das ist erst zwei Jahre her. Die Aufnahmeprüfung hatte er bestanden, das jedenfalls wurde ihm mitgeteilt. Es fehle nur noch ein betriebliches Führungszeugnis. Mein Bruder hatte zuvor als Praktikant in der Formerei einer Ziegelei gearbeitet. Das Zeugnis übergab man ihm im verschlossenen Kuvert zum Versand an die Hochschule. Er hatte kein gutes Gefühl und öffnete den Umschlag über Wasserdampf. Seine gesellschaftliche Einstellung entspreche seiner Herkunft, stand dort sinngemäß, sei also bürgerlich rückschrittlich und damit auch gegen den sozialistischen Staat gerichtet. Eine Änderung und Besserung sei nicht zu erwarten.“

Er schickte das Zeugnis zwar ab, bekam dann aber auch prompt die Ablehnung. Die ließen sogar deutlich durchblicken, daß er das diesem Zeugnis zu

verdanken habe. Danach mußte er aus der Formerei und endete erstmal beim Ziegel karren.

Inzwischen trank man das dritte Bier. Hoffmann rauchte viel, aber jede Zigarette nur gut zur Hälfte, der Gesundheit wegen, wie er spöttisch bemerkte.

Irene nippte noch immer an ihrer ersten Cola. Nein, nein, Bier mochte sie nicht.

„Die Unterhaltung hier interessiert mich“, erklärte Hoffmann. „Ich wohne zwar im Westen, habe aber auch mit dem zu tun, was da im Osten so abläuft. Und was macht Ihr Bruder jetzt?“

„Na, Ziegel karren, wie ich schon sagte und Musik nebenher in so'ner Bigband. Die tingeln an Wochenenden in 'nem alten Bus herum, aus mehreren Wracks zusammengebaut, gefahren von einem Kriegsveteranen, der statt der rechten Hand einen Haken ins Lenkrad hängt. Der kennt alle Bäche, Gräben und Wasserlöcher in der Gegend, denn ständig muß Kühlwasser nachgefüllt werden.“

„Das klingt ja abenteuerlich, aber da hat Ihr Bruder wenigstens einen Ausgleich für die schwere Knochenarbeit. Und Sie selbst, was treiben Sie nun eigentlich beruflich?“, wandte er sich an Sebastian.

„Waldarbeiter“, sagte der, nahm einen langen Schluck aus seinem Glas und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum aus dem Oberlippenbart. „Sie sehen ja die grüne Kleidung hier“, dabei griff er sich ans Revers seiner Joppe.“

„Papperlapapp“, sagte Hoffmann, „warum wollen Sie mich veralbern?“

„Will ich doch gar nicht.“

„Na sicher“, und Hofmann trat einige Schritte zurück, musterte Sebastian, schüttelte den Kopf und lachte. „Ein typischer Holzfäller“, sagte er. Auch Irene amüsierte sich.

„Facharbeiter“, erwiderte Sebastian grinsend, „Forstfacharbeiterlehrling noch genauer.“

„Und warum das?“ fragte Hoffmann.

„Anders kann man nicht Förster werden.“

„Wollen Sie das denn?“

„Na, besser als Briefträger, Kraftfahrer oder Grubenarbeiter ...“

„Ist das die ganze Palette?“

„Nicht ganz, da gibt's noch Bauarbeiter, Fabrikarbeiter, Landarbeiter ...“

„Hören Sie auf!“, winkte Hoffmann ab.

„Arbeiter- und Bauernstaat“, sagte Sebastian achselzuckend. „Man kann zwar auch vom Landarbeiter schnurstracks zum Revierförster aufsteigen, das weiß

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

ich, aber ich selbst werde vermutlich nicht mal zur Fachschule dürfen, es sei denn“, fügte er hinzu, „es sei denn ich heuchle eine falsche Überzeugung und sage mich offiziell von der Klasse los, in die man mich gesteckt hat. Sowa gibt's, man kann konvertieren. Dann darf das Elternhaus sogar ein feudalistisches sein.“

„Und was hindert Sie daran?“

„Woran?“

„Zu konvertieren.“

„Es widert mich ganz einfach an, das ist alles.“

„Können Sie sich's denn leisten?“

„Was meinen Sie, was soll ich mir leisten können?“

„Na, nicht mitzumachen.“

Sebastian schüttelte nur wortlos den Kopf.

„Ich verstehe schon“, sagte Hoffmann, trank sein Glas leer und stellte es auf die Theke. „Ich würde Sie beide gerne noch zu einem Glas Wein einladen“, dabei wandte er sich an Irene, „ins Hageneck“, sagte er, „nur ein paar Schritte von hier.“

Irene nickte, sie kannte dieses Hageneck offensichtlich.

Sebastian sah auf die Uhr über der Theke und rechnete: sechs bis sieben Stunden hätte er mindestens noch Zeit, wenn er den Nachtzug nehmen würde. „Also dann den Nachtzug“, sagte er laut, „ansonsten müßte ich schon bald aufbrechen.“

„Dann lassen Sie uns doch ganz einfach das Lokal wechseln“, schlug Hoffmann vor.

„Na gut“, und Sebastian knöpfte sich die Joppe zu, warf noch einen Blick durch den Raum: helles, fast schattenloses Licht aus Neonröhren von der Decke, einfache Tische und seltsam zierliche Stühle. Ein bißchen wie eine Eisdielen, registrierte er noch im Hinausgehen. Er verließ als Letzter das Lokal, drückte die Tür, die ein wenig klemmte, ins Schloß, stellte wieder den Kragen hoch und holte die beiden ein. Er ging neben Irene, die sich wieder bei ihm einhakte. „Es ist kalt.“ Sebastian vergrub die Hände tief in den Taschen.

Sie liefen jetzt alle drei nebeneinander die Straße zurück, die er mit Irene gekommen war.

Das Hageneck, meinte Sebastian, sah schon von außen vornehm aus: Dezen-te Außenbeleuchtung, verhängte Fenster...

Hoffmann ging voraus, hielt Irene und Sebastian die schwere Türe auf, abgeschirmtes Licht empfing sie und dicke Teppiche, die jeden Schritt dämpften. Vorhänge, dahinter bequeme Sessel, abgedeckte Tische unter tief hängenden

Diese E-Book-Prose ist urheberrechtlich geschützt

Lampen, die ihr warmes Licht nicht im Raum verstreuten. In so einer Ecke, weiter hinten im unterteilten Raum, hatten Hoffmann und seine beiden Gäste unter freundlicher Assistenz des Obers Platz gefunden, nachdem ihnen ein Portier zuvor Joppe und Mäntel abgenommen hatte, die nun auf Bügeln in einer Garderobennische hingen.

Sebastian war sich in seiner Joppe, die ihm der elegante Portier dezent von den Schultern genommen hatte, doch ein wenig deplaziert vorgekommen. Auch sein bestes Jackett stach schon recht deutlich von der Robe seines Gastgebers ab, der hier, nach Art der vertraulichen Begrüßung, nicht unbekannt zu sein schien.

Da Hoffmann dem Ober was von Wein erzählt hatte, umtrippelte dieser auch bald eifrig den Tisch, um drei dekorative aufklappbare Weinkarten zu verteilen. Sebastian wußte damit nun gar nichts anzufangen.

Hoffmann winkte ab, als er den etwas hilflosen Gesichtsausdruck seines Gastes bemerkte. „Ich kenne die Weine hier“, sagte er, „und würde vorschlagen erst einen einfacheren Beaujolais zu nehmen, wie die Franzosen ihn täglich trinken. Später nehmen wir dann was besseres, um mal zu vergleichen.“ Dann schnippte er den Ober heran und gab die Bestellung auf.

Diesen Namen für einen Rotwein hatte Sebastian noch nie gehört. Rheinwein ja, auch Moselwein, aber Beaujolais? Krimsekt gab es in der HO und manchmal auch Wein aus Ungarn oder Bulgarien.

„Zum Rotwein gehört eine gute Zigarre“, hörte Sebastian Hoffmann sagen. Der Ober hielt dabei einen geöffneten silbernen Kasten in den Händen, in dem in verschiedenen unterteilten Fächern Zigarren lagen. Hoffmann wies auf eines der Fächer. „Die hier ist mild“, sagte er, „und paßt ganz gut zu trockenem Rotwein.“ Sebastian nickte und der Ober kerbte ihm mit einem silbernen Schnipser das Mundstück. Mehr zufällig nahm Sebastian das eingekerbte Ende der Zigarre zwischen die Lippen. Der Ober gab ihm mit einem Streichholz Feuer.

„Paffen“, sagte Hoffmann, „paffen, keine Lungenzüge. Zigarrenrauch schmeckt man im Mund, auf der Zunge, genau wie Rotwein. Prosit!“ Und die Gläser, in deren geschliffenen Facetten das Licht sich brach, klingelten beim Anstoßen. Ein Gespräch über Weinsorten, Anbauggebiete, Geschmacksrichtungen, in dem fast nur Hoffmann monologisierte, geriet dann aber bald wieder in politisches Fahrwasser.

Sebastian mühte sich dabei an seiner Zigarre ab, die ihm einige Male ausging.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Hin und wieder drehen“, sagte Hoffmann, „und ab und zu ein wenig schräg nach unten halten.“ Dabei führte er Sebastian vor, was er meinte. „Ein bißchen was vom Kamineffekt“, sagte er und lachte.

Sebastian folgte der Gebrauchsanweisung und hielt die Zigarre am Glühen. Bläulichgrauer Zigarrenrauch schlängelte sich in dünnen schwankenden Fäden und Fahnen ins abgeschirmte Lampenlicht, um dann im Dämmer des Raums zu verschwinden. Die Weinstube war an diesem Abend nur schwach besucht, es war ruhig und aus dem Hintergrund klang klassische Musik. Dann hörte er wieder die Stimme Hoffmanns, der immer noch nicht verstand, wieso Sebastian ausgerechnet Holzfäller sein wollte. Er schüttelte verständnislos den Kopf und Sebastian begriff allmählich, daß seinem Gegenüber ein komplexer politischer Zusammenhang völlig fehlte.

„Sie sind kein Berliner?“ fragte er.

Hoffmann verneinte. „Rheinländer“, sagte er.

„Sie wissen doch aber bestimmt, daß die DDR sich als Arbeiter- und Bauernstaat bezeichnet.“

„Ja und?“, fragte Hoffmann.

„Ja und, ja und“, wiederholte Sebastian leicht ungehalten. „Das geht schon in der Schule los. Die letzten Schuljahre bis zur achten Klasse hatte ich einen Lehrer, inoffizieller Parteisekretär der Schule und ehemaliger HJ-Fähnleinführer, der mich drückte, wo er nur konnte und auch noch dort, wo er es eigentlich nicht mehr konnte. Einmal wollte er mir sogar die Versetzung vermasseln, kam zu seinem Leidwesen damit aber nicht durch. Keine weiterführende Schule! Ich bewarb mich zwar, aber bei Ablehnungen wie natürlich in meinem Fall schreibt man nun nicht ‘Kinder des Klassenfeinds sind unerwünscht’ - so primitiv geht man nicht vor. Auf einem Zettelchen, der Durchschrift eines Originals, mit Bleistift vom Kreisschulrat unterzeichnet, hieß es: ‘Grund der Ablehnung: Kontingent erfüllt.’ Und das war’s dann auch, Einspruch sinnlos. Danach war mir’s egal, was ich machte. Wenn ich im Westen mündig bin, haue ich sowieso ab.“

„Mit einundzwanzig“, sagte Hoffmann und schob dabei sein Weinglas nachdenklich an einem Muster der Tischdecke entlang. Dann blickte er Sebastian an. „Sie könnten uns helfen“, und er nahm einen Schluck aus seinem Glas. „Wir müssen wissen, was dort im Osten vor sich geht. Dabei interessieren uns vor allem die Russen, also ihre militärischen Anlagen, Bewaffnung, Truppenstärken, Standorte und alles, was damit zusammenhängt. Dabei sind auch Kleinigkeiten wichtig wie etwa Fahrzeugnummern... Die Abwehrbereitschaft

Dress Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt

des Westens kann nur auf der aktuellen Höhe sein, wenn wir jederzeit wissen, was dort im Osten geschieht, was die vorhaben. Dazu brauchen wir unauffällige Leute, die begreifen, worum es geht. Sie sind zwar noch sehr jung und ob Sie das wollen, können nur Sie wissen. Ich möchte Sie keinesfalls drängen oder überreden.“

Geheimdienst, ging es Sebastian durch den Kopf.

Als ob Hoffmann diesen Gedanken gelesen hätte, sagte er: „Ich spreche hier vom Nachrichtendienst, einer deutschen Organisation.“

Fast schon Kitsch, dachte Sebastian, sowas gibt's doch nur in billigen Dreigroschenheftchen.

„Uns gibt's noch nicht lange“, erklärte Hoffmann. „Viele von uns sind ehemalige Abwehroffiziere. Wir müssen einen Nachrichtendienst erst aufbauen. Geld und Leute fehlen. Wir arbeiten mit Amerikanern zusammen, auch mit den Briten.“

Sebastian zitterten ein wenig die Hände. Er bemerkte das, als er sein Weinglas anhub.

„Das regt Sie auf?“, fragte Hoffmann.

„Ich hätte sowas natürlich nicht erwartet“, antwortete Sebastian.

„Vergessen Sie's erstmal. Zu Hause können Sie in Ruhe darüber nachdenken. Ich schreibe Ihnen hier eine Nummer auf, unter der Sie mich erreichen können. Prägen Sie sich das ein und werfen Sie den Zettel auf alle Fälle weg, fein zerrissen, am besten noch hier, in einen Gully.“

Sebastian verstaute das Papier in der Brusttasche seines Jacketts.

„Nehmen Sie das nicht mit nach drüben“, mahnte Hoffmann.

„Ich werfe es hier noch weg“, versicherte Sebastian. Aber irgendwie war ihm dieser Zettel auch ein Beleg für die Wirklichkeit des Erlebten.

Irene benahm sich bei alledem merklich zurückhaltend und auch Hoffmann schloß sie, so schien es Sebastian wenigstens, nur selten ins Gespräch ein, auch als dieses im weiteren Verlauf des Abends den streng politischen Akzent etwas verlor und allgemeiner wurde. Man kam auf Filme, Westfilme und auf Bücher zu sprechen, die es im Osten nicht gab, die dort unerwünscht waren. Hier konnte Sebastian mit dem Inhalt tödlich langweiliger sowjetischer Romane aufwarten, die Hoffmann nicht kannte und auch mit vielen sowjetischen Filmen wie beispielsweise „Glückstrahlende Augen“, ein Film, in dem so ziemlich von Anfang bis Ende in Grusinien von hübschen jungen Mädchen singend Tee geerntet wurde.

„Irgendwie“, sagte Sebastian, „lief dort auch eine Liebesgeschichte noch mit durch, genau wie im Film, Sommerliebe“. Dort gab es Getreidefelder bis zum

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Horizont, überall wieder singende junge Frauen in hübschen Röcken und Blusen und bunten Kopftüchern. Reihen großer Mähmaschinen sah man bei der Arbeit. Und dann ein Soldat in Uniform, ein Offizier, ein Held der Sowjetunion, die Brust dekoriert mit Ordensspangen. Dazu dann eine der Erntehelferinnen mit verliebten Augen, aber da die Partei halt überall mit dabei ist, sprach das Paar sich brav mit Genosse und Genossin an. Dann das unvermeidliche dräuende Gewitter, am Horizont sich auftürmende Wolkenberge, die unaufhaltsam näherrückten. Schaffen sie es das Getreide trocken in die Scheunen zu bringen? Genosse und Genossin schwitzten beim Be- und Entladen der Erntewagen. Er riß sich die ordengeschmückte Uniformbluse vom Leibe, ihr verrutschte vor Eifer das Kopftuch. Die letzten Garben wurden bei zuckenden Blitzen und krachendem Donner herangefahren. In einer Staubwolke galoppierten die Pferde dahin, fiebernd erwartet, um auch die allerletzten Halme ins Trockene zu retten. Nach der Arbeit darfst du essen“, sagte Sebastian, „und alle versammelten sich nun zum Erntefest. Genosse und Genossin fanden sich zum Erntetanz, erst die Arbeit, dann die Liebe, ist doch klar.“ Sebastian lehnte sich grinsend im Sessel zurück.

Hoffmann lachte laut und schüttelte den Kopf. „Gott, o Gott“, sagte er, „wie schrecklich!

Irene lachte. Auch sie kannte den Film.

„Ähnlich schön ein anderer Film“, sagte Sebastian und richtete sich wieder auf: „Die Kumpel vom Donbaß. Das Ganze spielt in der Ukraine im Donezgebiet. Fördertürme sind zu sehen und Schachtanlagen... ganz offensichtlich geht es da um ganz was Neues, ein Riesenfortschritt im Kohleabbau. Immerzu sieht man zerkleinerte Kohle auf langen Förderbändern. Und dazu tritt natürlich der unvermeidliche Held auf, ein Held der Arbeit beim Wirken an einer Schrämmaschine.“

„Woran?“

„An einer Schrämmaschine.“

„Mit Verlaub, was ist denn das?“ Und Hoffmann sah Sebastian erstaunt an.

„So eine motorisierte Kohlefräse, die wie ein kreisrunder Bagger Kohle aus dem Flöz fräst oder eben schrämt.“

„Aha“, sagte Hoffmann und nickte.

„Ja also, der Maschinist, schwarzes Gesicht vom vielen Kohlenstaub, bedient die Maschine, die sie dort als Combine bezeichnen. Und alles ist baff über die Leistung des Combine. Durch den Lärm immer wieder der Ruf: Ist das der Combine? Also eine ganz tolle Sache und alle sind begeistert: Ja, der Combine! Dazwischen über Tage eine hübsche Genossin und ein junger Kohlekumpel,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

natürlich verliebt. Aber nun ist der Combine das adäquate Werkzeug für einen Helden und mindestens einen solchen wünscht die hübsche Genossin sich.

Ihr Verehrer bedient jedoch nur so einen simplen Bohrerhammer und was ist das schon gegen den Combine, das Heldenwerkzeug, das in aller Munde ist. Der Mann mit dem Hammer kommt dagegen natürlich nicht an. Alles Liebesflehen ist vergeblich. Der junge Kumpel will das durchaus nicht verstehen. Dann ein lauer Abend, rotgolden spannt der Himmel sich über dem Donbaß und der Villa des Kombinatdirektors, der sich dort auf seiner weiten Terrasse ergeht. Unter ihm blinken die vielen Lichter des Reviers. Da plötzlich hört man von dort unten herauf die Stimme einer Frau, die ihrem Liebsten singend klar macht: Am Combine mußt du erst schaffen, dann darfst du mich freien...“

„Donnerlittchen“, unterbrach Hoffmann Sebastians Schilderung, „welch heiliger Ehrgeiz!“

„Ethik nennen die das, Ethik der Arbeit“, erklärte Sebastian. „Nur so wird der Kommunismus aufgebaut. Und halblaut murmelt der Genosse Direktor denn auch: Der neue Mensch! Von unten aus dem Revier blinken ungerührt die Lichter, als die Stimme der Zukunft verhallt. Also der junge Kumpel“, schloß Sebastian seine Erzählung, „der nimmt sich dieses Werben zu Herzen und dirigiert bald darauf auch einen Combine. Am Ende steht dann groß gefeiert eine Hochzeit. Na, ist das nichts?“ fragte er lachend.

Auch Hoffmann lachte. „Na ja, ein bißchen arg infantil diese Propaganda. Das Liebesversprechen an eine berufliche Qualifikation zu binden, damit auch an Ansehen und Lebensstandard, ist nur stinkbürgerlich und gar nichts Neues.“

Inzwischen war man bei der zweiten Flasche Wein. Ein besonders guter trockener Wein, wie Hoffmann beteuerte, nachdem er das Etikett studiert hatte. Wie Wein trocken sein konnte, blieb Sebastian völlig unerfindlich. Die Zigarren waren aufgeraucht, neue brachte der Ober in der luftdicht verschließbaren Kiste. Sebastian wußte ja nun auch schon, an welchem Ende eine Zigarre anzuzünden war.

„Was macht Ihr Vater eigentlich beruflich? Sie haben doch einen?“

„Ja, natürlich.“

„So natürlich ist das heutzutage leider nicht.“

„Mein Vater ist Architekt, war im Krieg Abteilungsleiter bei der Ilse Bergbau AG, zuständig für die Ziegeleien und Zimmerplätze des Konzerns. Es ist nun mal so“, erklärte Sebastian, „daß Kinder von ehemals Selbständigen, ob nun Freiberufler, Geschäftsleute, Fabrikanten ganz schnell in Schwierigkeiten geraten, wenn es um weiterführende Schulen geht. Alles Bürgerliche zählt

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

grundsätzlich zum Klassenfeind. Dann noch so einen Lehrer wie diesen Schmalenbach dazu und man kann alles abhaken – Kontingent erfüllt eben. Was wollen Sie dagegen tun?“ Sebastian blickte Hoffmann achselzuckend an.

Der hob ebenfalls die Schultern. „Vielleicht klagen?“

„Gegen den Staat? Wie wollen Sie das machen?“ Sebastian winkte ab. „Mit Staat und Partei hätte man schnell auch die Stasi im Nacken. Wer seinen Kopf zu weit rausstreckt gefährdet ihn, das weiß im Osten jedes Kind. Heucheln geht den Menschen in Fleisch und Blut über. Es gibt natürlich auch welche, die wirklich alles glauben. Aber die Mehrheit denkt anders und traut sich das nur nicht zu sagen. Dieser Schmalenbach trieb mich jedenfalls so weit, daß ich ihn schon erschießen wollte.“

„Was wollten Sie?“

„Ihn erschießen.“

„Wie denn das?“

„Mit einem alten Kleinkalibergewehr. Fast jeden Abend konnte man in einem Fenster Schmalenbachs Kopf erkennen. Wahrscheinlich saß er am Schreibtisch. Genau gegenüber lag ein großer Garten mit dichtem Gebüsch und vielen Bäumen. Ich hätte von dort auch schnell und unbemerkt wieder verschwinden können.“

„Das Gewehr haben Sie noch?“

„Ja, sicher.“

„Werfen Sie’s um Himmelswillen weg!“ sagte Hoffmann.

„Warum denn das?“

„Sie gefährden sich damit nur unnötig. Das ist so ein banaler Spatzenötter doch nicht wert.“

„Na, na“, Sebastian klang leicht pikiert über die Herabwürdigung seiner heimlichen Bewaffnung. „Das ist zwar bloß ein Kleinkalibergewehr, aber einen armdicken Balken, den durchschießen Sie damit noch auf weite Entfernung.“

„Na schön, aber was wollen Sie damit sagen? Daß ein Gewehr schießt...? Seien Sie bloß froh, daß Sie auf diesen Lehrer nicht wirklich geschossen haben. Vielleicht hätten Sie tatsächlich getroffen.“

„Hm, als ich das Gewehr in der Hand hielt war mir letzten Endes schon klar, daß ich’s doch nicht tun würde“, bestätigte Sebastian.

„Also, um nochmal auf Ihren Vater zurückzukommen“, schloß Hoffmann das Thema Schmalenbach ab, „was macht der denn zur Zeit beruflich? Die Ilse-Bergbau AG gibt’s ja wohl nicht mehr?“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Nein, natürlich nicht. Heute heißt das Ganze VEB Tatkraft. Mein Vater ist jetzt Oberbauleiter bei der Bauunion Senftenberg. Sagen Sie“, fragte Sebastian, „interessiert sich der Nachrichtendienst denn auch für sowas?“

Hoffmann winkte ab. „Uns interessieren militärische Dinge, vor allem sowjetische. Die DDR ist nicht so wichtig. Ohne Russen keine DDR, das wissen Sie ja selbst. Wichtig für uns, und hier meine ich für den Westen überhaupt“, erklärte Hoffmann weiter, „ist aber auch die Stimmung und Meinung in der Bevölkerung. Politische Veränderungen werden dort nicht von außen kommen.“

„Na ja, von innen“, unterbrach Sebastian Hoffmanns Erklärungen, dabei sah er kurz zu Irene über den Tisch, „das bringt einfach nichts. Hoffnung wird bei uns vor allem in den Westen gesetzt, in die Westmächte.“

„Und wie stellen die Leute sich das vor?“ fragte Hoffmann. „Was soll der Westen denn tun?“

„Na, nicht daß morgen schon die Amerikaner die Russen vertreiben. Das glaubt so natürlich niemand, aber Hoffnungen gibt's nun mal. So zwischen 70 und 80 Prozent der Bevölkerung, das denke ich schon“, sagte Sebastian, „lehnen das Russensystem mehr oder weniger ab. Die Russen halten sich öffentlich zwar zurück, doch jeder weiß ja, daß sie das Sagen haben und eben auch verhindern, daß es aufwärts geht in der DDR. Die sind ja immer noch beim Demontieren und Rausschleppen. Das sehen Sie zum Beispiel an den Bahnstrecken. Dort fehlt inzwischen immer öfter das zweite Gleis. Oder auf dem Lande: Jeder größere Bauer mit hundert Morgen oder mehr wurde enteignet. Und von den oft sehr schönen alten Landschlössern hat man viele einfach abgerissen. Denkmale des Junkertums hieß es. Mir tat das schon als Kind leid. Ich war mit meinem Vater oft unterwegs. Bauern und Neusiedler bauten oder besserten ihre Häuser aus. Auf ihren kleinen zugeteilten Landzipfeln waren die Neusiedler aber gar nicht lebensfähig, wie sich bald herausstellen sollte. Man wollte aber nur zu gern an den freien Bauern auf freier Scholle glauben, auch wenn diese mit Absicht winzig gehalten worden war. Wer jedoch anzweifelte, was der große Bruder sagte und tat, war ein Feind des Friedens, des Fortschritts, kurzum ein Volksfeind. Sie kennen sicherlich den Witz über Mitschurin nicht?“

„Nee“, sagte Hoffmann, „wer ist denn das nun wieder?“

„Ein russischer Biologe“, erläuterte Sebastian. „Der züchtete Apfelbäume, die am Polarkreis Äpfel tragen sollten. Jedenfalls haben wir das in der Schule mal in einem sowjetischen Film gesehen. Er vollbrachte dann noch einige andere erstaunliche Taten. Angesichts der bekannten Ernährungslage in der DDR

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt

reimte das Volk schließlich: Mitschurin hat festgestellt, daß Marmelade Fett enthält.“

„Bemerkenswert“, sagte Hoffmann grinsend, „ist denn der Fettmangel noch immer so gravierend?“

„Nein, nein, natürlich nicht“, erklärte Sebastian, „auch wenn es meist keine Butter gibt, nicht mal in der HO, aber Margarine gibt es und manchmal auch Schmalz beim privaten Fleischer, alles auf Marken natürlich. Und Marmelade gibt es auch, Vierfrucht, so mit Blättern, Stielen, Kernen und Schalen, auch auf Marken.“

Die zweite Flasche Wein war fast geleert, eine dritte bereits bestellt. Sebastian wurde allmählich weitschweifig und geriet immer mehr ins Plaudern, zumal Hoffmann ihm ganz interessiert zuhörte und auch Irene, lebhafter geworden, seine Darlegungen des täglichen Lebens im Osten mit der einen oder anderen Bemerkung bestätigte oder ergänzte. Der Blick auf die Armbanduhr zeigte jedoch bald eine erschreckend vorgerückte Stunde an. „Ich muß los“, sagte Sebastian ein wenig ernüchtert, wenn ich den Nachtzug noch kriegen will. Und dann umsteigen in Lübbenau, dabei weiß ich nicht mal“, sagte er nachdenklich, „ob ich dort gleich Anschluß habe. Am Wochenende könnte das auch anders sein.“ Es grauste ihm schon vor der langen Nachtfahrt und von Lübbenau aus dann auch noch mit dem Bummelzug. Schon die S-Bahnfahrt nach Königswusterhausen dauerte über anderthalb Stunden auf den Holzbänken im rumpelnden, schwankenden und trüb erleuchteten S-Bahnabteil.

„Sie können ja auch hier übernachten“, hörte er Hoffmann sagen. „Schließlich ist morgen Sonntag, da würden sie ja ausschlafen können, ob nun in Berlin oder in ...“ Hoffmann hob die Hand und sah Sebastian fragend an.

„Großräschen“, sagte der.

„Also Großräschen“, wiederholte Hoffmann und schnippte dazu mit den Fingern. „Sagen Sie, Großräschen, ist das denn so groß wie es heißt?“

„Was heißt groß?“ Sebastian mußte lachen. „Es gibt ja auch Klein-Räschen und dazu Bückgen, kommt aus dem Wendischen und hat was mit Buchen zu tun, die dort wohl wuchsen, als dieses alte Straßendorf gegründet wurde. Das Ganze heißt auch Grube-Ilse-Bückgen, nach einer Braunkohlengrube in der Nähe. Alles zusammen“, Sebastian krauste die Stirn und guckte zur Decke. „Gut zehntausend Einwohner. Nicht Dorf, nicht Stadt, würde eines Tages die Braunkohle ausgehen, müßte alles wieder zu einem kleinen Dorf schrumpfen“, sagte er. „Die Bauern ringsum sind arm, waren immer arm. Es gibt dort Dörfer wie etwa Dörnwalde und eine Gemarkung, die ‘Dürer Wolf’ heißt.“

Diese Essprobe ist unheimlich geschätzt!

Inzwischen entstehen überall weitere Braunkohlentagebaue. Riesenhafte Löcher in der Landschaft. Das sieht dort aus wie in der Sahara. Für uns Kinder waren das ideale Abenteuerspielplätze.“

Es war dann zu später Stunde wohl so, daß Hoffmann sich Sebastian durchaus als eine Bereicherung des Dienstes vorstellen konnte. Dessen Jugend würde womöglich Probleme machen. Aber im Krieg da waren ebenso junge Leute beteiligt gewesen, die sich gut gehalten hatten, sehr gut sogar.

„Also wir sind ja alle schon zu Heuchlern geworden“, hörte Hoffmann Sebastian sagen. „Zu Hause reden wir so und in der Schule oder später bei der Arbeit ganz anders. Und sitzen wir in einer Kneipe, dann überlegen wir, was wir sagen und vor allem, wem wir was sagen oder was wir besser nicht sagen. Spitzel, die sitzen nämlich überall und es werden immer mehr, das reicht manchmal bis in die Familien.“

„Diktatoren leben in dauernder Angst“, sagte Hoffmann, „deshalb wollen sie möglichst alles wissen, alles über jeden einzelnen. Unsere Leute sind einsame Leute dort im Osten, auf sich allein gestellt. Sie können und sollen, auch der eigenen Sicherheit wegen, mit niemandem sprechen, also über das, was sie tun, wie sie es tun und wann sie was machen. Sie müssen letztlich stets selbst vor Ort entscheiden, ganz für sich. Niemand kann ihnen dort wirklich helfen. Sie tragen Verantwortung nicht nur für sich selbst, auch für ihre Familien und schließlich für das, wofür sie sich einsetzen. Dort sind sehr oft auch andere mit bedroht. Und bei einer Enttarnung sind die Urteile im Osten drastisch. Deshalb ist es gut und wichtig, daß jeder immer nur seinen eigenen Auftrag kennt, dann kann man aus ihm auch nicht mehr herausquetschen, wenn es hart auf hart kommt. Der Gegner“, und dabei sah Hoffmann zuerst Sebastian und dann Irene an, „der Gegner sitzt auch in den eigenen Reihen, das wissen wir“, sagte er lächelnd. Hoffmann hatte sich längst entschlossen Sebastian in einer geheimen, aber bereits von der Stasi enttarnten Wohnung ganz in der Nähe über Nacht unterzubringen. Der Stasi war ja bekannt, daß auch der Gehlen-Dienst von der Enttarnung wußte und diese Wohnung bereits aufgegeben hatte. Der Junge war in Ordnung, man würde sehen ...

Sie mußten dann auch nicht weit gehen, ein Mietshaus im Jugendstil, das Treppenhaus von Ampeln an der stuckverzierten Decke erhellt, die Stufen mit rotem Teppich belegt, an blanken Messingstangen befestigt. Eine dunkelbraune Wohnungstür mit Jugendstilschnitzereien. Hoffmann schloß auf, knipste das Licht an, ein Flur, eine Garderobe, drei Türen, durch eine traten sie, Hoffmann voran, gefolgt von Irene und Sebastian. Ein großes Zimmer, durch

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

die Fenster an zwei Seiten fiel in wechselnder Helligkeit Licht von Leuchtreklamen.

Hoffmann zog schwere Gardinen davor und knipste eine Stehlampe an, die durch einen hübschen altmodischen Schirm gelbliches Licht in den Raum warf. Sebastian sah einen Tisch voller Papiere und die gleichen Stapel auch auf dem Boden des Zimmers.

Hoffmann zeigte auf ein Sofa an der Wand neben einem der Fenster. „Wie groß sind Sie?“, fragte er.

„Einsfünfundsiebzig.“

„Dann können Sie dort schlafen.“ Er holte aus einem Kleiderschrank zwei Decken und warf sie auf's Plüschsofa. „Das wird reichen. Dazu nehmen Sie die Sofakissen dort“, und er wies auf zwei altrosa Kissen mit Brokatborte.

Sebastian stand in seiner Joppe im Zimmer. Ihm wurde etwas weich in den Knien, dazu hatte er ein wattiges Gefühl im Kopf und im Magen drückte es leicht. Den ganzen Tag nichts gegessen, sagte er sich, dazu den Wein und viel geraucht. Er wollte sich möglichst schnell hinlegen. Hoffmann zeigte ihm noch die Türen zum Bad und in die Küche. Er könne sich in der Küche Kaffee machen. Sebastian war mit allem einverstanden und wollte nur noch schlafen, sich ausstrecken dürfen. Hoffentlich gingen die beiden bald. Hoffmann klapperte noch in der Küche herum. Irene saß im Mantel in einem Sessel und wartete. Sebastian zog sich die Joppe aus, warf sie über einen anderen Sessel und ließ sich auf dem Sofa nieder, in dem die Sprungfedern rumorten, doch das war ihm egal und würde ihn am Schlafen nicht hindern. Es fiel ihm irgendwie schwer zu reden und so beschränkte er sich aufs Nötigste. Er rutschte dort auf dem alten Sofa förmlich in sich zusammen. Mit dem Verlauf dieses Tages und dieses abends vor allem hatte er nicht rechnen können, als er in Großräschen losgefahren war. Und nun saß er hier in dieser fremden Wohnung.

Hoffmann und Irene verabschiedeten sich, dann klappte die Wohnungstür ins Schloß, und Sebastian fühlte die angenehm knisternde Schachtel Zigaretten in seiner Hosentasche. Immerhin, so ziemlich eine ganze Schachtel Westzigaretten hatte er noch. Er erhob sich mühsam vom Sofa, suchte ein Streichholzheftchen aus der Joppentasche und zündete sich eine Overstolz aus der knisternden Packung an. Dann ging er zum großen Tisch mit den Papierstapeln – alles gefaltete Flugschriften für den Osten. Er zog einige Male an der Zigarette, legte diese dann vorsichtig auf dem Aschenbecher ab und schwankte, ein wenig trieselig im Schädel, ins Bad, machte sich im Gesicht frisch und ließ sich kaltes Wasser über die Pulsadern der Handgelenke laufen. Zurück im

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Zimmer drückte er die noch qualmende Zigarette aus, schleuderte die Schuhe von den Füßen, zog sich Jackett, Hose und Strümpfe aus, wickelte sich in eine Woldecke und rollte sich auf dem in den Federn knackenden Sofa zusammen.

Tageslicht sickerte durch die Gardinenspalten. Er wußte gleich, wo er war und schaute auf die Armbanduhr, hielt sie sich dicht vor die Augen, eine messingfarbene Kienzle, die seine Großmutter ihm zum sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Es war tief dämmrig im Zimmer. Er kniff die Augen zusammen, kurz vor neun war am Zeigerstand zu erkennen. Um halb drei hatte er sich in die Decke gewickelt. Gut sechs Stunden Schlaf mußten reichen. Wie hatte Hoffmann gesagt? Wenn Sie gehen, ziehen Sie einfach die Tür hinter sich zu. Er richtete sich auf, pellte sich aus der Decke, kam auf die Füße und zog die schweren Gardinen zurück. Draußen begann ein grauer Tag. Eine baumbestandene kopfsteingepflasterte Straße war zu erkennen, die Laternen brannten noch im Morgendämmern. Schwarzes kahles Gebüsch erkannte er in Vorgärten hinter Zäunen vor gelbgrauen Jugendstilfassaden. Gutbürgerlich nannte man so eine Gegend.

Nachdem er im Bad geduscht hatte, frische Handtücher fanden sich auch, ging er über den Flur, das Parkett knarrte etwas, in die hell geflieste Küche. Aus dem Fenster dort, die Scheibengardinen hatte er ein wenig beiseite geschoben, reichte der Blick in einen von Hinterhausfassaden umstellten Hof mit bräunlichen Rasenflächen, struppigen Sträuchern, immergrünen Rabatten und ziegel-farbenen Plattenwegen zu Haustüren an allen Seiten. Viele Fenster sahen ihn an in grauverputzten dreistöckigen Fassaden ringsum. In einigen brannte Licht. Dieser eingemauerte Hofgarten dort unten wirkte eng, irgendwie zusammengescho-ben. Das gefiel ihm nicht, der Anblick, der Hof, der Garten, ein tiefhängender grauer Himmel darüber. Er zog die Gardine wieder vor die Scheiben und knipste das Licht an. Es fiel aus einer halbkugelförmigen Milch-glasschale von der Decke.

Bohnenkaffee fand er gleich fertig gemahlen in einer verschließbaren Büchse und ein Gerät daneben, vernickeltes Metall, sicherlich eine Kaffeekochma-schine, mit der er aber nichts anzufangen wußte. Er ließ lieber die Finger davon und machte sich Wasser in einem Topf auf dem Elektroherd heiß. Das gelang ihm auch, und er brühte sich den gemahlene Kaffee in einer Tasse auf. So tat das auch seine Mutter manchmal, wenn sie ein paar Bohnen in einem Päckchen von Verwandten oder Bekannten aus dem Westen erhalten hatte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Angenehm zog Kaffeeduft durch die Küche, bloß zu essen fand er nichts. Im Kühlschrank standen lediglich einige Sektflaschen. Alkohol war jedoch das, wonach ihn im Augenblick am allerwenigsten verlangte. Der heiße Kaffee war das reinste Labsal, wirkte vom Kopf bis hinein in die Zehen und Fingerspitzen. Solch einen Kaffee sollte man öfter haben, und er schlürfte mit gespitzten Lippen das schwarze Getränk, bis die Watte allmählich aus dem Kopf wich.

Ein Telefon fand sich auch. Er nahm den Hörer ans Ohr, vernahm deutlich das Freizeichen und legte wieder auf. Schön wärs, wenn man jetzt zu Hause anrufen könnte. Aber er kannte ja nicht mal jemanden aus der Nachbarschaft, den er hätte anrufen können. Fast niemand hatte Telefon. Ja, früher ... Er erinnerte sich an Telefonstreiche aus der Kindheit, noch im Krieg, da hatte sein älterer Bruder einfach irgendeine Nummer gewählt und irgendwelchen Unsinn erzählt. Einmal hatte er einem Fräulein vom Amt ein Wunschkonzert mit der Ziehharmonika gegeben. Nach dem Krieg gabs einfach keine Telefone mehr. Möglicherweise sollten hier Kontakte beschränkt bleiben. Jedes Telefon mehr erforderte einen höheren Abhöraufwand. Das alles ging ihm durch den Kopf, während er das schwarzglänzende Telefon auf dem Tisch mit Blicken streichelte. Dann nahm er wieder den glatten kühlen Hörer in die Hand, hielt ihn ans Ohr und vernahm das Freizeichen, dieses ferne Tuten, wählte zögernd mit der Drehscheibe eine beliebige Nummer und hörte das langgezogene Anschlußtuten. Schließlich eine weibliche Stimme, die einen Namen nannte, den er vor Schreck nicht gleich verstand. „Hallo ... hallo!“ hatte er die weibliche Stimme im Ohr. Danach legte er lieber auf. Na bitte, es ging. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß er los mußte. Völlig unklar, wann gegen Mittag ein Zug von Königswusterhausen Richtung Cottbus fahren würde und wann dann einer von Lübbenau über Calau nach Großräschen.

Bevor er ging vergewisserte er sich noch des Zettels, den er von Hoffmann erhalten hatte, fand ihn in der Seitentasche des Jacketts, prägte sich noch einmal die Telefonnummer ein, rollte ihn zu einem Kügelchen zusammen und ließ es in eine Vase auf dem Garderobenschränkchen im Flur fallen. Wo, wenn nicht dort, war es sicher. Würde er diese Nummer jemals wählen? Höchst brisant, das war ihm klar, gefährlich, durchaus gefährlich ... aber das allein war es nicht, da waren noch seine Eltern, Geschwister, seine Familie ... Mit diesen Überlegungen ging er, nachdem er die Wohnungstür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, die läuferbelegte Treppe hinab. Würde auch die Familie bedroht sein? Wenn, also wenn er mitmachen würde, wenn er Hoffmann zusagte, dann dürften die nichts erfahren, gar nichts wissen ... Auch Irene würde ein Problem sein. Sie durfte nun nichts genaueres mehr erfahren. Andererseits

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~